

4 Forschungsstand: Interpersonale Distanz

Das Ziel dieses Kapitels ist der Aufriss der Forschungen zur interpersonalen Distanzregulation. Hierzu wird zunächst der Begriff eingegrenzt und in den zugehörigen Forschungsbereich eingeordnet. Nachfolgend werden die für die Hypothesen der vorliegenden Arbeit relevanten bisherigen empirischen Befunde und theoretischen Erklärungsansätze dieses Forschungsgebietes referiert und jeweils diskutiert, inwieweit die Befunde mit den Annahmen dieser Arbeit kompatibel sind.

4.1 Interpersonale Distanz – eine Begriffseingrenzung

Hediger beobachtete 1934, dass bestimmte Tierarten zu ihren Artgenossen feste Abstände einhalten und bezeichnete diese als „Persönliche Distanzen“. Hediger differenzierte verschiedene Distanzen nach Flucht-, Wehr- und kritischer Distanz. Mit dem Begriff „**Personaler Raum**“ („personal space“), der auf Katz (1937) zurückgeht, rückte das menschliche Distanzverhalten in den Mittelpunkt des Interesses. Der personale Raum wurde von Sommer (1969) definiert als: „...an area with invisible boundaries surrounding a persons body into which intruders may not come“.

Veranschaulicht wird der personale Raum häufig durch das Bild einer **Blase** (Hayduk, 1983), die eine Person umgibt. Diese Veranschaulichung wird jedoch kritisiert, weil der persönliche Raum für verschiedene Körperpartien unterschiedlich groß ist und daher eher eine irreguläre zylindrische Form denn eine Blase darstellt (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999).

Auch die Verwendung des Begriffs „personaler Raum“ wird kritisiert, weil er

- durch die Verwendung des Attributs „personal“ den Eindruck erweckt, dass damit eine Personeneigenschaft beschrieben werde. Stattdessen wird betont, dass sich der personale Raum erst durch die Relation zu einer anderen Person manifestiert (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999),
- durch die Betonung des Begriffs „Raum“ zu sehr den Aspekt der Distanz betone, und damit andere Mechanismen, wie Kontaktkontrolle, Körperorientierung und Blickkontakt vernachlässige (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999).

In der vorliegenden Arbeit wird daher stattdessen eingrenzend der von Aiello (1987) bevorzugte Begriff der **interpersonalen Distanz** verwendet, da er sowohl die

Relation zu einer zweiten Person impliziert als auch stärker den Aspekt der Distanz hervorhebt. Der zugrundeliegende Forschungsbereich erschließt sich bei der Literaturrecherche jedoch eher unter dem Oberbegriff **personal-space**.

4.2 Forschungsfeld personal space

Fest verbunden mit der Erforschung räumlicher Verhaltensmuster ist der Name Edward T. Hall, der 1966 mit seinem Klassiker „The Hidden Dimension“ die Basis für diesen Forschungszweig schuf. Für die Lehre des Verhaltens, das auf Wahrnehmung und Umgang mit Raum bezogen ist, prägte Hall (1966) den Begriff „**Proxemik**“ („proxemics“).

Drei Forschungsstränge der Distanzforschung beschreibt Hall.

- Die „**pre-cultural sensory base**“ beschäftigt sich mit den physiologischen Grundlagen der Wahrnehmung von distalen Informationen (Distanzrezeptoren: Augen, Ohren und Nase).
- Die „**intra-cultural base**“ fokussiert hingegen das in der biologischen Vergangenheit des Menschen wurzelnde Verhalten.
- Der dritte Forschungsstrang, der „**micro-cultural level**“ bezieht sich auf die Gestaltung von räumlichen Gegebenheiten durch den Menschen.

Innerhalb des dritten Forschungsstrangs gibt es wiederum drei unterschiedliche Ausrichtungen. Während der „**Fixed-feature-space**“ feststehende räumliche Anordnungen als Markierungen von räumlichem Verhalten kennzeichnet, z.B. die Anordnung von Häusern im Stadtbild oder die Raumaufteilung innerhalb von Häusern, bezieht sich der „**Semifixed-feature-space**“ auf die Gestaltung von Räumen, z.B. durch die Anordnung von Möbeln. Der eigentliche Spielraum hinsichtlich des räumlichen Verhaltens eines Individuums fällt hingegen in den dritten Bereich, den „**Informal Space**“, also den Raum, den ein Individuum in sozialen Interaktionen einnimmt und in den die **Regulation der interpersonalen Distanz** einzuordnen ist. Wie gestaltet das Individuum diesen informellen Raum? Welche Bedingungen wirken sich auf diese Gestaltung aus und welche Auswirkungen hat eine konkrete Gestaltung auf das Verhalten und Erleben der sozialen Interaktionspartner? Dies sind die Forschungsfragen, die Gegenstand der Forschung waren, die durch Hall maßgeblich angestoßen wurde.

Die Abbildung 7 zeigt die Häufigkeiten der Forschungsaktivitäten, wie sie sich aus Abfragen in der Suchmaschine „Psychinfo“ nach den Begriffen „personal space“ und „interpersonal distance“ ergeben. Die nach dem Erscheinen von „The Hidden Dimension“ einsetzenden Forschungsaktivitäten erreichten ihren Höhepunkt in den späten 70er und frühen 80er Jahren des 20. Jahrhunderts und ebten danach weitgehend ab. Hierdurch erklärt sich, dass die nachfolgende Darstellung des Themengebietes auf überwiegend älteren Forschungsbefunden beruht.

Der 1983 erschienene Überblicksartikel von Hayduk stellt eine umfassende Übersicht über den Großteil dieses Forschungsgebietes bis zu diesem Zeitpunkt dar. Sein Fazit am Ende des Artikels ist zwar, dass die Art der Forschung „is changing rapidly from a series of one-shot fad and thesis-motivated studies to sustained investigations of special topics by seasoned researchers. This vigorous activity shows no sign of slowing.“ (Hayduk, 1983, S. 324), jedoch erreicht die Zahl der Forschungsarbeiten bald darauf ein niedriges Niveau. Der Grund hierfür könnte sein, dass gerade die von Hayduk aufgezeigten Widersprüchlichkeiten innerhalb der Befunde theoretisch nicht integrierbar waren.

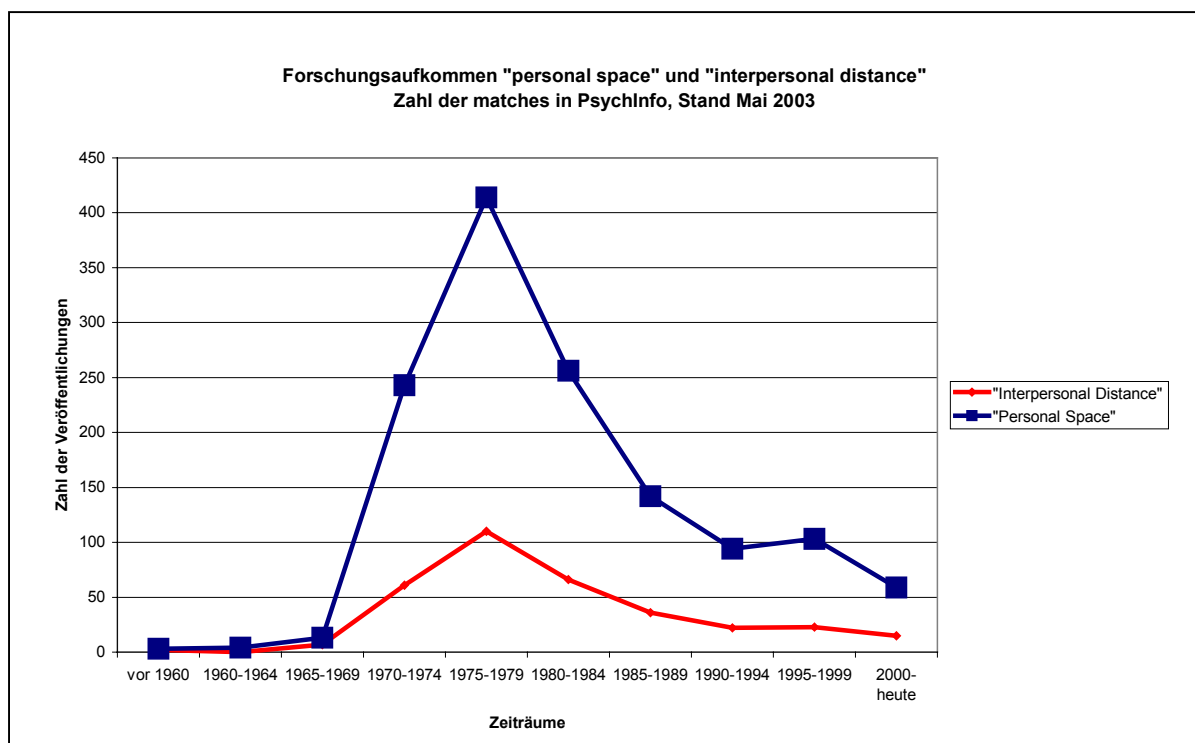


Abbildung 7: Internationales Forschungsaufkommen zu den Schlagworten „personal space“ und „interpersonal distance“, Stand Mai 2003

Der Versuch in der vorliegenden Arbeit, das interpersonale Distanzverhalten theoretisch mit der Art der Selbstkonstruktion zu verbinden, ist eine Ergänzung der bisherigen theoretischen Ansätze und ermöglicht eine Integration von bislang widersprüchlichen Befunden.

4.3 Funktionen von interpersonaler Distanz

In diesem Abschnitt wird der Frage nachgegangen, welche Funktionen interpersonalen Distanzen zugeschrieben werden. Nach Schultz-Gambard (1996) lassen sich die Funktionen interpersonaler Distanz nach zwei Oberbegriffen systematisieren, nämlich der Kontrollfunktion und der Kommunikationsfunktion. Das Privatheitskonzept nach Altman (1975) ergänzt diese beiden Funktionen um die Rekreations- und Evaluationsfunktion. Nachfolgend werden diese Funktionsbereiche dargestellt und jeweils auf ihre Stimmigkeit mit den Hypothesen dieser Arbeit untersucht.

4.3.1 Kontrollfunktion interpersonaler Distanz

Das **ethologische Modell** (ethological model) sieht die funktionalen Wurzeln des Distanzverhaltens in der Evolution: es wurde selektiert, um Aggression innerhalb einer Spezies zu kontrollieren. Die Wahrung bestimmter Mindestdistanzen beugt gegen Beschädigungen der Autonomie eines Individuums vor und reduziert damit Stress (vgl. z.B. Eibl-Eibesfeld, 1978). Unklar in diesem Ansatz ist, ob Distanzverhalten gelernt oder angeboren ist. Unabhängig davon wird angenommen, dass Menschen überwiegend interpersonale Distanzen regulieren, ohne sich dessen bewusst zu sein (vgl. Aiello & Cooper, 1972).

Das **Verhaltens-Beschränkungs-Modell** (behavior constraint) nimmt an, dass persönlicher Raum Verhaltens-Freiheit erhält und damit vor potentiellen und akuten Bedrohungen der psychischen und physischen Unversehrtheit schützt.

Das **Überlastmodell** (overload theory) sieht den Zweck des Distanzverhaltens darin, dass damit Überstimulationen vermieden werden können. Wie Scott (1993) ausführt, werden wir bombardiert mit sozialen und physischen Stimuli, wenn wir zu dicht beieinander sind, so dass die Einhaltung von bestimmten Distanzen die Menge der zu verarbeitenden Informationen reduziert und uns dadurch vor Überlastung schützt.

Die **Stress- und Arousal-Annahme** (arousal theory) geht davon aus, dass der personale Raum uns vor zu viel Stress bewahrt. Denn zu große Nähe ruft arousal. Die Art unserer Interpretation dieser Erregung (Liebe oder Angst) bedingt unsere Reaktion. Geringe interpersonale Distanzen sollten dieser Annahme zufolge einen Interpretationsprozess auslösen, der kognitive Ressourcen beansprucht.

Zusammengefasst ist den Kontrollfunktions-Ansätzen gemeinsam, dass sie die Funktion von personalem Raum in der Bewahrung von Handlungsfreiheit, kognitiver Leistungsfähigkeit und persönlicher Sicherheit sehen (vgl. Schultz-Gambard, 1996).

Die Annahmen über die Kontrollfunktionen interpersonaler Distanz sprechen für die zentrale Hypothese 1 der vorliegenden Arbeit.

Da für independente Personen die Wahrung ihrer Autonomie und Handlungsfreiheit eine höhere Bedeutung hat, sollten diese daher größere interpersonale Distanzen bevorzugen im Vergleich zu interdependenten Personen. Interdependente Personen, die stärker von dem Schutz durch Freunde und Familienangehörige profitieren, sollten daher stärker geringere interpersonale Distanzen bevorzugen.

Abschließend ergibt sich aus den Annahmen über die Kontrollfunktion der interpersonalen Distanz eine Unterstützung für den vermuteten Zusammenhang zwischen der Art des zugänglichen Selbstwissen und interpersonaler Distanz: größere interpersonale Distanzen erweisen sich für independente Personen als vorteilhaft, da sie ihnen Autonomie und Handlungsfreiheit erlauben. Im Vergleich dazu erweisen sich geringe interpersonale Distanzen für interdependente Personen als vorteilhaft, weil sie die Person stärker in den Schutz und die gemeinsame Verantwortung der Gruppe stellen.

4.3.2 Kommunikationsfunktionen interpersonaler Distanz

4.3.2.1 Ermöglichung von Kommunikation

Kommunikation wird nach Shannon & Weaver (1949) so definiert, dass eine Person eine Wirkung auf eine andere Person ausübt. Die meisten Kommunikationsmodelle sind sogenannte **Sender-Empfänger-Modelle** (vgl. z.B. Shannon & Weaver, 1949). In diesen Modellen sind vier verschiedene Komponenten in mindestens drei verschiedenen Phasen miteinander verknüpft: Ein Sender (Informationsquelle) **enkodiert** eine Botschaft (Information) unter Verwendung eines Zeichensatzes und

übermittelt diese Botschaft über einen Kanal (Medium). Diese Botschaft wird von einem Empfänger (Rezipient) entschlüsselt (**dekodiert** und **interpretiert**).

Wesentliche Bedingungen eines funktionierenden Kommunikationsprozesses ist, dass Sender und Empfänger über einen Kanal verbunden sind und denselben Zeichensatz verwenden bzw. ihm beide jeweils gleiche Bedeutungen zuordnen.

Nonverbale Kommunikation umfasst alle Kanäle, die zum Transport von Botschaften von Sender zu Empfänger verwendet werden, außer dem sprachlich-inhaltlichen (verbalen Kanal), und lässt sich weiter in verschiedene Modi (Kanäle) ausdifferenzieren, nämlich in:

- den „Paralinguistic mode“ (Amplitude, Geschwindigkeit und Betonung beim Sprechen)
- den „Kinesic mode“ (Gesichtsausdruck und Gestik) und
- den „Proxemic mode“ (Distanzverhalten und Platzierung).

Anhand des „Proxemic mode“ werden die Voraussetzungen für Kommunikation geschaffen, indem die körperlichen Positionen von Sender und Empfänger (Abstand und Winkel zueinander) so gestaltet werden, dass gesendet und empfangen werden kann (Kendon, 1977). Dabei spielt der Blickkontakt bei face-to-face-Kommunikationen eine entscheidende Rolle, weil er in der Regel den Beginn und den Verlauf von verbaler Kommunikation steuert (Hartung, im Druck).

Eine **erste kommunikative Funktion** interpersonaler Distanz kann also darin gesehen werden, dass sie überhaupt das Zustandekommen von Kommunikation ermöglicht. Da für interdependente Personen für die Knüpfung und Aufrechterhaltung von Beziehungen Kommunikation deutlich wichtiger ist als für unabhängige Personen, ist davon auszugehen, dass interdependente Personen die interpersonale Distanz häufiger so gestalten, dass sie Kommunikation ermöglicht, bzw. sie jeweils so gestalten, dass sie besser funktioniert. Diese Überlegung ist kompatibel mit Hypothese 1, nach der interdependente Personen geringere interpersonale Distanzen einnehmen sollten, als unabhängige Personen.

4.3.2.2 Steuerung von Vielfalt und Anzahl verfügbarer Informationen

Wegbereitend für das Verständnis der Kommunikationsfunktion interpersonaler Distanzen sind die Forschungen von Hall (1966). Er fand bei seinen Beobachtungen vier typische situationsspezifische **Distanzzonen**. Jede dieser Distanzzonen hat

kommunikationstechnische Funktionen, also spezielle Auswirkungen darauf, welche Kanäle wie genutzt werden können. Nachfolgend werden die Hall'schen Distanzzonen, wie er sie für Amerika als typisch beschrieb, aufgelistet und einige Hinweise zu den besonderen Kommunikationsbedingungen der jeweiligen Distanzzone gegeben (ausführlicher zu finden bei Hall, 1966, Tabelle S. 126f):

- **Intime Distanz (nah 0 - 15 cm, weit 15 – 45 cm)**
Intensive sensorische Inputs (Berührungen, Geruchswahrnehmung, Wahrnehmung von Atemgeräuschen), leicht verzerrte Sicht
Beispiele: Mutter-Baby-Kontakt, Tanzhaltung, Sitzabstand in der Kirche oder im Bus.
- **Persönliche Distanz (nah 45 – 75 cm, weit 75 – 120 cm)**
detailliertes Feedback anhand von sensorischen Inputs
Beispiele: Typischer Sitzabstand (Schulklasse, Kino) oder bei gemeinsamer Tätigkeit, z.B. Schach spielen.
- **Soziale Distanz (nah 120 – 200 cm, weit 200 cm – 350 cm)**
weniger detailliertes Feedback, normale Sprachverständigung
Beispiele: Abstand zwischen nicht nebeneinander sitzenden Klassenkameraden oder innerhalb einer Konferenz, wartende Personen an einer Bushaltestelle (wenn wenige Personen anwesend sind).
- **Öffentliche Distanz (nah 350 – 700 cm, weit über 700 cm)**
keine sensorischen Inputs, verzerrtes nonverbales Verhalten, subtile Informationen verschwinden über die Distanz
Beispiele: Bevorzugter Abstand z.B. am Badestrand (wenn ausreichend Platz vorhanden ist).

Die **zweite kommunikative Funktion** interpersonalen Distanz besteht daher in der Beeinflussung, auf welchen Kanälen jeweils kommuniziert wird. Mit einer geringeren interpersonalen Distanz ist ein Mehr an Kanälen und damit ein Mehr an Informationen über den Interaktionspartner verbunden. Dieses Mehr an Information sollte für interdependente Personen erstrebenswerter sein als für unabhängige Personen, weil diese Informationen über den Interaktionspartner zur Aufrechterhaltung bzw. Verbesserung der Beziehung verwendet werden können.

4.3.2.3 Vermittlung affektiver Botschaften

Nach Mehrabian (1971) werden vor allem **affektive Botschaften** über nonverbale Kanäle transportiert und dienen der Modifikation, dem Widerspruch oder der Bestätigung der verbalen Botschaft. Empfänger der Botschaft, die über interpersonale Distanz vermittelt wird, ist nicht nur der jeweilige Interaktionspartner, zu dem die interpersonale Distanz eingenommen wird, sondern auch weitere Personen, die die Distanz zwischen den interagierenden Personen sehen und interpretieren.

Die konkrete Ausgestaltung einer interpersonalen Distanz stellt also selbst eine Information dar, der eine Bedeutung zugeordnet werden kann. Schulz von Thun (1981) postulierte **vier Ebenen**, auf denen üblicherweise Bedeutungen generiert werden:

- **Sachinhalt** – der sachliche Inhalt der Information
- **Selbstoffenbarung** – eine Information über den Sender
- **Beziehung** – Information über die Beziehung zwischen Sender und Empfänger
- **Appell** – ein der Kommunikation zugrundeliegender Zweck, den der Sender beim Empfänger erreichen will.

Interpersonale Nähe kann auf allen diesen Ebenen zur Informationsübermittlung eingesetzt werden. Neben dem jeweiligen *Sachinhalt* kann eine Person über geringe Distanz z.B. ihre Sympathie für die andere Person zum Ausdruck bringen (*Selbstoffenbarung*) oder Außenstehenden etwas über die Zugehörigkeit zu der anderen Person mitteilen (*Beziehung*) oder gar die besondere Aufmerksamkeit der anderen Person erregen (*Appell*), um anderer Information Nachdruck zu verleihen.

Die Bedeutungsgenerierung von interpersonaler Distanz kann nie isoliert erfolgen, sondern ist jeweils abhängig von den begleitenden Umständen. Umgekehrt dient die interpersonale Distanz als Zusatzinformation bei der Interpretation anderer kommunikativer Botschaften. Nähe wird, wenn die Begleitumstände nicht auf Aggression hinweisen, als Ausdruck von Mögen verstanden und ist daher mit Affiliation (= Tendenz, die Gesellschaft anderer zu suchen) assoziiert. Dies hat z.B. Rosenfeld (1965) gezeigt. Er forderte Studierende auf, einer sitzenden Person zu zeigen, dass sie einen freundschaftlichen Kontakt mit ihr wünschen. In dieser Bedingung näherten sich die Studierenden auf durchschnittlich 1,5 m an diese

Person an im Vergleich zu 2,5 m in der gegenteiligen Instruktion. Dies entspricht auch der Alltagserfahrung: Freunde sitzen oder stehen näher beieinander als Fremde.

Die **dritte kommunikative Funktion** interpersonaler Distanz besteht daher darin, unter positiven Begleitumständen durch Nähe Mögen auszudrücken, während größere Distanzen darauf verweisen, dass keine Beziehung zwischen den Interaktionspartnern besteht.

Für interdependente Personen sind Beziehungen von zentraler Wichtigkeit. Es ist anzunehmen, dass sie dies sowohl ihren Interaktionspartnern als auch weiteren Personen mitteilen wollen. Hierdurch besteht die Möglichkeit, dass andere Personen sie als interdependente Personen wahrnehmen und sich reziprok verhalten.

Entsprechend können independente Personen ausdrücken, dass sie eher für sich sein wollen. Sensible Interaktionspartner sollten dieses Signal aufnehmen und diesen Wunsch durch adäquates Verhalten entsprechend respektieren.

4.3.3 Regenerierungs- und Evaluationsfunktion interpersonaler Distanz

Mit dem Konzept der „**Privatheit**“ hat Altman (1975) ein integratives Konzept eingeführt, das andere Konzepte räumlichen Verhaltens mit umfasst, in dem aber der personale Raum eine zentrale Rolle spielt. Privatheit wird definiert als „Selektive Kontrolle des Zugangs zum Selbst oder der eigenen Gruppe“. (Altman, 1975).

Die Funktionen der Regulation interpersonaler Distanz sieht Altman unter Rückgriff auf Überlegungen von Westin (1970) in:

- der Erhaltung persönlicher Autonomie (z. B. der Unabhängigkeit und Identität),
- emotionaler Entspannung (z. B. der Erholung vom Einhalten sozialer Rollen, dem Abweichenkönnen von sozialen Regeln und Sitten, dem Nicht-mehr-im-Rampenlicht-stein („to be off stage“),
- der Selbstbewertung (z. B. der Auswertung gemachter Erfahrungen, der Entwicklung von Strategien für die Zukunftsplanung, der Meditation über Beziehungen zwischen Selbst und Außenwelt),
- geschützter Kommunikation (z. B. dem Zusammensein mit wenigen Vertrauten zum Austausch von vertraulichen Informationen)

Über die bereits weiter oben beschriebenen Funktionen der Kontrolle und der Kommunikation hinaus wird hier die Wichtigkeit der interpersonalen Distanz für Rekreations- und Evaluationsprozesse betont. Es ist anzunehmen, dass das Bedürfnis nach Freiraum für Selbstbewertung für unabhängige Personen höher ist als bei interdependenten Personen, da die Entwicklung der eigenständigen Persönlichkeit für diese Gruppe von zentraler Bedeutung ist.

Ob sich dieses Bedürfnis aber in einer relativ geringeren interpersonalen Distanz innerhalb von Interaktionen bemerkbar macht, ist zu bezweifeln. Vielmehr ist davon auszugehen, dass unabhängige Personen vergleichsweise mehr Zeiten benötigen, in denen sie Gelegenheit haben, über sich selbst nachzudenken, also alleine sind.

Zusammengefasst können die Funktionen der Regulation interpersonaler Distanz darin gesehen werden,

- ***dass Kontrolle ausgeübt wird, um Handlungsfreiheit und persönliche Sicherheit zu bewahren,***

Größere interpersonale Distanzen erweisen sich für unabhängige Personen als vorteilhaft, weil sie ihnen größere Autonomie und Handlungsfreiheit ermöglichen, Geringe interpersonale Distanzen erweisen sich für interdependente Personen als vorteilhaft, weil sie ihnen Zugang zu Vorteilen der Gruppe ermöglichen und durch die leichtere Zugänglichkeit von sozialen Informationen eine höhere kognitive Leistungsfähigkeit ermöglichen.

- ***dass Kommunikation ermöglicht wird und Informationen über die Beziehungen zueinander und die handelnden Personen ausgetauscht werden***

Geringe interpersonale Distanzen erweisen sich für interdependente Personen als vorteilhaft, da sie die Kommunikation erleichtern und damit den Aufbau und die Pflege von Beziehungen begünstigen.

Größere interpersonale Distanzen erweisen sich für unabhängige Personen als vorteilhaft, da sie vor unerwünschter Kommunikation schützen und somit die Unabhängigkeit des Individuums gewährleisten.

- **dass der persönliche Raum die Erholung und Selbstevaluation sicherstellt.**

Diese Funktion sollte vor allem für independente Personen vorteilhaft sein, da für sie die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit von größerer Bedeutung ist.

Allerdings sollte sich diese Funktion nicht in geringeren Distanzen niederschlagen, sondern vielmehr dazu führen, dass independente Personen häufiger Situationen suchen, in denen sie alleine sind.

4.4 Methoden zur Messung interpersonaler Distanzen

Bei der Erfassung der interpersonalen Distanz kann sowohl auf **projektive** als auch auf **nicht-projektive Verfahren** zurückgegriffen werden (Schultz-Gambard, 1996). Während bei den nicht-projektiven Verfahren die **reale räumliche Distanz** zwischen Interaktionspartnern gemessen wird, stützen sich die projektiven Verfahren auf **reproduzierte Distanzen**, d. h. dass die Versuchspersonen gebeten werden, Distanzen anhand vorgegebener Materialien (z.B. Nachstellen mit Puppen, Eintrag auf Skala) abzubilden. Nach Schultz-Gambard (1996) basieren die projektiven Verfahren auf der Annahme, dass Interaktionsdistanzen auf festen, normativ verbindlichen Vorstellungen (sozialen Schemata) darüber beruhen, welche Distanzen in sozialen Situationen angemessen sind. Nach dieser Annahme leiten diese Vorstellungen sowohl das tatsächliche Verhalten als auch die Reproduktion dieses Verhaltens im experimentellen Setting.

Beispiele für **projektive** Verfahren sind:

- **Herstellungsmethoden**, bei denen beispielsweise Figuren in Position gebracht werden sollen. Konkrete Beispiele hierfür sind „Pedersen’s Silhouette placements“ (Pedersen, 1973) oder „Kuethes felt figure placements“ (Kuethes, 1962). Bei diesen Verfahren sollen die Versuchspersonen Figuren, Silhouetten oder abstrakte Zeichen räumlich anordnen, wobei eine dieser Figuren sie selbst darstellen soll.
- **Simulations-Methoden** als „paper-pencil“-Verfahren: z.B. die Comfortable Interpersonal Distance Scale (CID) (Duke & Nowicki, 1972). Bei diesem Verfahren erhalten die Versuchspersonen auf einem Blatt acht kreisförmig angeordnete Linien, die sich in einem Mittelpunkt treffen. Die Versuchspersonen sollen sich vorstellen, dass sie im Mittelpunkt stehen würden und sich ihnen

verschiedene Personen (jeweils eine konkrete Person pro Linie) nähern. Für jede dieser Personen ist auf der entsprechenden Linie der Punkt zu markieren, der den angenehmsten Abstand zwischen ihnen und der Stimulusperson repräsentiert.

Beispiele für **nicht-projektive** Verfahren sind:

- Labor-Stop-Distanz-Methode (Kinzel, 1970): Bei diesem Verfahren nähert sich ein Versuchsleiter oder Confederaat an die Versuchsperson an. Diese sagt „Stop“, wenn die angenehmste Entfernung erreicht ist. Salewski (1993) kritisiert diese Methode, da sie die Übertragbarkeit auf Situationen des alltäglichen Lebens für eingeschränkt hält.
- Natürliche Beobachtungen/Videoaufnahmen: Diese Methode wird meist bei Feldstudien angewendet. Zur Bestimmung des Abstandes werden dabei Schätzmethode verwendet. So hat Hall (1963) vorgeschlagen, eine 14-Punkte Skala zu verwenden, bei der Körperteile als Analogien genutzt werden (z.B. Abstandsmaß: Armlänge). Eine andere Möglichkeit zur Abstandsschätzung besteht in der Abzählung von Fliesen oder Markierungen. Komfortabler sind Auswertungen von Videoaufnahmen, da sie die nachträgliche Abmessung von Abständen erlauben. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, dass immer nur ein feststehender Ausschnitt der Gesamtsituation aufgenommen werden kann und Verzerrungen durch den jeweiligen Kamerawinkel berücksichtigt werden müssen.
- Wann immer eine Situation „eingefroren“ werden kann, z.B. durch ein Foto, eine Videoaufnahme oder die Platzierung von Stühlen, können die Distanzen ausgemessen werden. So kann z.B. bei Personen auf einem Foto der Abstand zwischen den Stuhlfronten, der Abstand zwischen den Augen, den Nasenspitzen oder den am weitesten/nächsten ab- bzw. zugewandten Körperteilen gemessen werden.

Der Unterschied zwischen den projektiven und nicht-projektiven Verfahren besteht darin, dass in **lebensnahen Situationen**, wie sie den nicht-projektiven Verfahren zugrundeliegen, die Regulation der interpersonalen Distanz typischerweise ohne bewusste Aufmerksamkeit erfolgt. Dagegen erfordern die projektiven Verfahren die Lösung einer kognitiven Aufgabe, d. h. die aufmerksamkeitsgesteuerte mentale

Repräsentation der Situation. Hayduk (1983) übt harsche Kritik an der Verwendung projektiver Verfahren. Genauer kritisiert er, dass

- die Reliabilität der projektiven Verfahren ($r_p = .72$) im Vergleich zu den nicht-projektiven Verfahren ($r_{\text{stop-distance}} = .81$) schlechter ist (Hayduk, 1983)
- die Korrelation zwischen projektiven und nicht-projektiven Verfahren nur $r = .39$ beträgt. In einem Versuch von Love & Aiello (1980) konnte gezeigt werden, dass die Übereinstimmung zwischen einem tatsächlichen Abstand und der Replikation dieses Abstandes durch ein projektives Verfahren eine Korrelation von $r = -.23$ erbrachte. „Even when specifically requested to do so, people are unable to translate previous measures.“ (Hayduk, 1983, S. 296).

„In sum, the projective techniques are inferior and unacceptable measures of personal space“ (Hayduk, 1983; S. 296).

Dieser harten Verurteilung muss man sich nicht anschließen, da projektive und nicht-projektive Verfahren offensichtlich unterschiedliche Aspekte interpersonaler Distanz messen. Nicht-projektive Verfahren sind zu bevorzugen, wenn das natürliche Verhalten erfasst werden soll, das in einer konkreten Situation gezeigt wird. Sie werden in der zweiten und dritten Studie dieser Arbeit verwendet. In der ersten Studie wird ein projektives Verfahren eingesetzt, um damit Informationen über den aktuellen Stand von Beziehungen zwischen Klassenkameraden zu erhalten, die das Resultat von Interaktionen über einen langen Zeitraum sind. Solche Interaktionsprozesse entziehen sich typischerweise der Beobachtung im natürlichen Setting.

4.5 Empirische Befunde der personal-space-Forschung

Die sozialwissenschaftliche Forschung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat eine Vielzahl von empirischen Befunden zu interpersonalen Distanzen hervorgebracht. Dabei wurde in einem geringeren Teil der Forschung das räumliche Verhalten als unabhängige Variable untersucht, indem die Auswirkungen eines bestimmten Distanzverhaltens auf Erleben und Verhalten (z.B. Fluchtverhalten, Stress, Sympathie, Personwahrnehmung) erhoben wurden. Der größere Teil der Forschung widmete sich der Frage, welche Faktoren Einfluss auf die Gestaltung interpersonaler Distanzen nehmen.

Die Befunde der personal-space-Forschung sind kaum überschaubar. Mit einem Sammelreferat machte Hayduk (1983) den Versuch, das Forschungsgebiet zu strukturieren. Dabei kristallisierten sich einige Variablen heraus, die häufiger im Fokus von empirischen Untersuchungen standen. Diese werden nachfolgend referiert und um einige aktuelle Befunde ergänzt, die für die Fragestellung dieser Arbeit relevant erscheinen.

Geschlecht

Geschlecht ist eine der meistuntersuchten Variablen im Zusammenhang mit interpersonaler Distanz. In einer Reihe von Studien (eine Übersicht bei Hayduk, 1983) wurden geschlechtsspezifische Unterschiede gefunden. Danach halten Männer innerhalb von männlichen Dyaden (MM) untereinander größeren Abstand als Personen in gemischtgeschlechtlichen Dyaden (FM) und diese wiederum einen größeren Abstand als Frauen innerhalb von weiblichen Dyaden (FF) (MM > FM > FF).

Diese Befunde sind konform mit den Annahmen dieser Arbeit, wenn man Cross und Madson (1997) folgt. Danach weisen Frauen eine stärker interdependente Selbstkonstruktion auf als Männer, und sollten daher auch geringere interpersonale Distanzen einnehmen.

Wie Hayduk (1983) aufzeigt, werden geschlechtsspezifische Unterschiede dieser Richtung aber nicht in allen Studien gefunden. In einzelnen Studien ergeben sich keine Unterschiede, in anderen Studien sogar gegensätzliche Effekte.

Ein Ansatz, diese Widersprüchlichkeit aufzulösen, stammt von Aiello (1987). Dort wird angenommen, dass das räumliche Verhalten von Frauen im Vergleich zu Männern stärker davon abhängig ist, in welchem Verhältnis sie zum jeweiligen Interaktionspartner stehen. So wählen Frauen in affiliativen Situationen eher geringere Distanzen als Männer, in bedrohlichen Situationen jedoch deutlich größere. Die Befunde weisen darauf hin, dass Frauen bezüglich des Distanzverhaltens offensichtlich situational spezifisch reagieren, während dies bei Männern eher situationsunabhängig zu sein scheint.

Wenn es stimmt, dass Frauen eine stärker interdependente Selbstkonstruktion aufweisen, dann sollte sich dies auch dadurch niederschlagen, dass sie interpersonale Distanzen situational adäquater einsetzen (s. Hypothese 3). Das

würde bedeuten, dass in Situationen, in denen eine Beziehung aufgebaut bzw. gepflegt werden soll (ingroup), eine geringere interpersonale Distanz, in anderen Situationen hingegen (outgroup) eine größere interpersonale Distanz eingenommen wird.

Einen weiteren Schlüssel zur Erklärung der widersprüchlichen Befunde sieht Hayduk darin, dass Geschlecht nicht lediglich als biologisches Geschlecht, im Sinne von „sex“, mit den beiden Ausprägungen männlich bzw. weiblich gesehen werden darf. Vielmehr ist von Geschlechtsrollenidentitäten auszugehen, die unterschiedlichste Ausprägungen annehmen können. Entsprechende Studien stehen jedoch noch aus. Bezogen auf den Orientierungswinkel, der in seiner Ausprägung ebenfalls vom Geschlecht beeinflusst zu sein scheint, konnte Lombardo (1986) unter Berücksichtigung von Geschlechtsrollenorientierungen Evidenz für die angenommenen geschlechtsverschiedenen räumlichen Verhaltensweisen finden.

Die Annahmen bzw. empirischen Befunde hinsichtlich geschlechtsspezifischer bzw. geschlechtsrollenspezifischer Unterschiede in der Gestaltung interpersonaler Distanzen lassen sich alternativ auch mit Unterschieden in der Selbstkonstruktion erklären, da Frauen bzw. Personen, die sich als weiblich typisieren, vermutlich eher eine interdependente Selbstkonstruktion aufweisen, während Männer bzw. Personen, die sich als männlich typisieren, eher eine unabhängige Selbstkonstruktion aufweisen (Cross & Madson, 1997; Rüter, 2001).

Zusammengefasst könnte die Hinzunahme der Variablen Selbstkonstruktion und die Berücksichtigung, ob es sich um ingroup- oder outgroup-Interaktionspartner handelt, möglicherweise die Widersprüchlichkeit der Befunde aufklären.

Kultur

Nach Hall (1966) sind die von ihm beschriebenen vier Distanzzonen für alle Kulturen gültig. Jedoch beobachtete er, dass diese Distanzzonen kulturspezifisch unterschiedliche Abmessungen haben. So zeigen Angehörige von sogenannten „Kontakt-Kulturen“ durchschnittlich geringere Distanzen als Angehörige von „Nicht-Kontakt-Kulturen“. Die in der kulturvergleichenden Forschung verwendete Unterscheidung zwischen **Kontakt-Kulturen und Nicht-Kontakt-Kulturen** ergibt sich anhand des unterschiedlichen Ausmaßes von Blickkontakt, Berührungen und Körperorientierung während der Kommunikation. Jourard (1966) beobachtete z.B.

Menschen, die sich in Cafes unterhielten und zählte aus, wie oft Personen, die an demselben Tisch saßen, sich in einer Stunde gegenseitig berührten: San Juan (Puerto Rico): 180; Paris: 110; London: 0; Gainesville (Florida): 2.

Eine umfangreiche Klassifikation in Kontakt- vs. Nicht-Kontaktkulturen ergibt sich aus den Studien von Watson (1970), in denen studentische Gesprächspaare beobachtet wurden:

Kontaktkulturen: Araber: Irak, Kuwait, Saudi Arabien, Syrien, Vereinigte Arabische Republik; **Latein Amerikaner:** Bolivien, Kuba, Ecuador, El Salvador, Mexiko, Paraguay, Peru, Puerto Rico, Venezuela; **Südeuropäer:** Frankreich, Italien, Türkei.

Nicht-Kontaktkulturen: Asiaten: China, Indonesien, Japan, Philippinen, Thailand; **Nordeuropäer:** England, Deutschland, Niederlande, Norwegen Schottland;

Amerikaner, Australier, Inder und Pakistani

Ein Abgleich zwischen Kontaktkulturen und kollektivistischen Kulturen auf der einen Seite und Nicht-Kontaktkulturen und individualistischen Kulturen auf der anderen Seite, wie es die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nahelegt, führt zu weitgehender Deckungsgleichheit. Die Asiaten jedoch, als prototypische kollektivistische Kulturen, werden als Nicht-Kontaktkulturen eingestuft. Überlegungen hierzu folgen weiter unten in diesem Abschnitt.

Zunächst sollen noch einige der Klassifikation widersprechende Befunde referiert werden. So fanden z.B. Forston & Larson (1968) und Mazur (1977), dass Studierende von Kontaktkulturen, z.B. Lateinamerikaner, Spanier und Marokkaner, weiter voneinander entfernt saßen als Studierende von Nichtkontaktkulturen wie z.B. Amerikaner. In kulturvergleichenden Studien, in denen die Abstände untersucht wurden, die Männer auf Parkbänken zu von ihnen fremden anderen Männern hielten, untersucht wurden, wurden keine Unterschiede zwischen US-Amerikanern, Spaniern, Marokkanern und Kenianern gefunden (Keating & Keating, 1980). Auch Remland, Jones und Brinkman (1995) fanden Ausnahmen: In irischen und schottischen Dyaden hielten die Personen untereinander kleinere Distanzen als in französischen, italienischen oder griechischen Dyaden.

Wie Triandis (1995) beschreibt, verändern Mitglieder kollektivistischer Kulturen ihr Verhalten stärker in Abhängigkeit davon, ob sie mit Ingroup- oder mit Outgroup-Personen interagieren. Möglicherweise haben die Angehörigen der

Kontaktkulturen/kollektivistischen Kulturen in einigen Untersuchungen ihre Interaktionspartner eher als Outgroup-Personen eingestuft und dementsprechend größere Distanzen zu ihnen eingehalten. Die Ingroup-Outgroup-Klassifizierung erscheint somit als eine kritische intervenierende Variable, die in den Studien keine Berücksichtigung gefunden hat.

Besondere Betrachtung verlangt die Einordnung der asiatischen Kulturen als Nichtkontaktkulturen. Dies widerspricht den Annahmen dieser Arbeit zunächst deutlich, da die Asiaten als prototypische kollektivistische Kulturen einzustufen sind, die typischerweise eine interdependente Selbstkonstruktion aufweisen. Am Beispiel von Japan soll versucht werden, diese Befunde aus der Sicht der Annahmen dieser Arbeit zu erklären.

In Japan hat Raum (= *ma*) besondere Bedeutung. Während in westlichen Kulturen lediglich der Abstand zu Objekten betrachtet wird, lernen Japaner schon früh, Räumen Bedeutung zu geben (Hall, 1966). So lebt z.B. die japanische Blumensteckkunst (Ikebana) besonders von der Art und Weise der räumlichen Anordnung der einzelnen Blumen. Doch hinter dem Wort *ma* verbirgt sich nicht nur die räumliche Information, sondern es kommt die zeitliche Komponente hinzu: „The concept of *ma* is a global one encompassing space, time, an unspecified interval between two things, two volumes of space or two moments...“ (Frederic, 1991, S. 151). Im alltäglichen Leben lässt sich das Zusammenspiel von Raum und Zeit z.B. daran ablesen, dass das japanische Haus entsprechend den Anforderungen der jeweiligen Tageszeit umgestaltet wird. Im traditionellen japanischen Haus sind die Wände beweglich und ermöglichen die adäquate Ausübung unterschiedlichster Funktionen im selben Raum. In Kombination von *ma* mit der Harmonie (= *ai*), mit der das (zeitliche, harmonische) Zusammentreffen der Objekte oder Personen erfolgt, ergibt sich die besondere japanische Kunst. So wird mit *Maai* die besondere Kunst z.B. in Karate bezeichnet, mit der Zeit und Raum im Verhältnis zum Gegner jeweils harmonisch gefüllt werden (Masciotra, Ackermann & Roth, 2001).

Es kann also angenommen werden, dass Raum eine ganz besondere Rolle innerhalb der japanischen Kultur spielt und ihm daher auch besonders viel Aufmerksamkeit zukommt (vgl. Hypothese 3). Die Bedingungen, unter denen sich Japaner als Kontaktkulturen präsentieren würden, sind möglicherweise so schwierig

experimentell herzustellen, dass daher ein falscher (Forschungs-)Eindruck entstanden ist.

Es gibt einige Befunde, die zeigen, dass innerhalb besonders intimer Interaktionen, die interpersonalen Distanzen zwischen Japanern geringer sind als diejenigen von Amerikanern:

Vergleichsstudien hinsichtlich des physischen Mutter-Kind-Abstandes beim Schlafen, Baden und Spiel zeigen z.B., dass japanische Mütter einen geringeren Abstand zum Kind einnehmen als amerikanische Mütter (Greenfield et al., 2003).

„To really know the Japanese you have to have spent some cold winter evenings snuggled together around the hibachi (Anmerkung der Verfasserin: japanische Feuerstelle). Everybody sits together. ...It's when your hands touch and you feel the warmth of their bodies and everyone feels together – that's when you get to know the Japanese. That is the real Japan!“ (Hall, 1966, S. 150).

Ähnliche Befunde werden auch für Chinesen berichtet. Anhand der Inclusion of Other in the Self (IOS) Skala (Aron, Aron & Smollan, 1992) wurden die subjektiven Distanzen zu dem jeweils engsten Familienangehörigen, engen Familienangehörigen allgemein, dem engsten Freund und engen Freunden allgemein erhoben und zwischen Chinesen (als Angehörige einer kollektivistischen Kultur) und Kanadiern (als Angehörige einer individualistischen Kultur) verglichen. Es zeigten sich nur bei den engsten Freunden keine Unterschiede zwischen Chinesen und Kanadiern. In allen anderen Bedingungen berichten die Chinesen jeweils nähere Beziehungen als die Amerikaner (Li, 2002).

Diese Befunde geben Hinweis darauf, dass in Abhängigkeit von der Kultur bzw. der zugrundeliegenden Selbstkonstruktion, möglicherweise unterschiedliche ingroup-/outgroup-Kategorisierungen vorgenommen werden, die dann jeweils der Regulation der interpersonalen Distanzen zugrundeliegen.

In einer Studie von Sussman und Rosenfeld (1972) wurden Paare bei einer 5-minütigen Konversation beobachtet. Die Partner entstammten jeweils derselben Kultur und bekamen ein Thema vorgegeben, über das sie sprechen sollten. Dabei zeigten Venezolaner (Angehörige einer Kontaktkultur) geringere interpersonale Distanzen zueinander als Amerikaner (Angehörige einer Nicht-Kontaktkultur). Die größten Abstände hielten in dieser Studie Japaner zueinander ein. Diese Befunde

ergaben sich aber nur dann, wenn die Teilnehmer ihre jeweilige Muttersprache sprachen. In dem Moment, wo Englisch gesprochen wurde, passte sich das räumliche Verhalten an, d. h. es wurden interpersonale Distanzen eingenommen, die typisch für die amerikanische Kultur sind. Offensichtlich werden mit dem Wechsel der Sprache weitere Informationen zugänglich, die zugehöriges Selbstwissen oder direkt assoziierte Verhaltensskripts aktivieren.

Zusammengefasst kann aus den vorliegenden kulturvergleichenden Studien geschlossen werden, dass Angehörige kollektivistischer Kulturen überwiegend den sogenannten Kontaktkulturen zuzuordnen sind, die eine geringere interpersonale Distanz bevorzugen. Angehörige individualistischer Kulturen werden dagegen den Nicht-Kontaktkulturen zugerechnet, die typischerweise größere interpersonale Distanzen einnehmen. Die Abweichungen von diesen Befunden, insbesondere die Tatsache, dass Japaner anhand der Vergleichsstudien als Nicht-Kontaktkultur eingestuft werden, müssen unter der stärkeren Berücksichtigung der jeweiligen Untersuchungssituation diskutiert werden. Die stärkere Bedeutung von Raum in der japanischen Kultur kann dazu führen, dass Situationen bzw. die Interaktionspartner vollkommen anders eingeschätzt werden und es dementsprechend zu gegensätzlichen Verhaltensmustern kommt.

Persönlichkeit

Wie eine Übersicht bei Hayduk (1983) zeigt, wurden einige Persönlichkeitsvariablen in Bezug auf Unterschiede im Distanzverhalten untersucht. Allerdings ergeben sich meist nur dann signifikante Unterschiede im Distanzverhalten, wenn klinische mit nicht-klinischen Populationen verglichen werden, also extreme Persönlichkeitsunterschiede untersucht werden.

Den Einfluss der Persönlichkeitsvariablen **Kontrollüberzeugung** auf das Distanzverhalten untersuchten Duke und Nowicki (1972) mit ihrer projektiven Messmethode der Comfortable Interpersonal Distance Scale. Diese Befunde ergaben sich in Laborstudien, in denen die Interaktion mit Fremden untersucht wurde. Sie fanden, dass Personen mit externaler Kontrollüberzeugung eine größere Distanz bevorzugen als Personen mit internaler Kontrollüberzeugung. Die Ursache für diesen Befund sehen die Autoren darin, dass Personen mit externaler Kontrollüberzeugung keinen Zusammenhang zwischen eigenem Verhalten und (verstärkenden) Ereignissen sehen. Daher würden sie eine größere Distanz

bevorzugen, um sich den (schädigenden) Einflüssen entziehen zu können. Dagegen würden sich Personen mit internaler Kontrollüberzeugung als Akteure/Kontrolleure sehen.

Diese Befunde können unter Rückgriff auf die Art der Selbstkonstruktion der Individuen alternativ erklärt werden. Wie Roeder und Hannover (2002) zeigen konnten, ist die internale Kontrollüberzeugung positiv mit Independenz ($r = .542$) und die externe Kontrollüberzeugung negativ mit Independenz ($r = -.284$) korreliert (gemessen anhand der Self-Construal Scale nach Singelis, 1994). Die Bevorzugung von größeren Distanzen von Personen mit externaler Kontrollüberzeugung (bzw. mit interdependenter Selbstkonstruktion) wäre in der Studie von Duke und Nowicki (1972) alternativ damit zu erklären, dass es sich in dem Untersuchungssetting um die Interaktionen mit Fremden, also outgroup-Personen handelte. Die Bevorzugung geringerer interpersonaler Distanzen bei Personen mit interdependenter Selbstkonstruktion (bzw. externaler Kontrollüberzeugung) wird nur erwartet für Interaktionen mit ingroup-Personen. Zu Personen, die als outgroup kategorisiert werden, sollte diese Personengruppe jedoch entsprechend der Befunde eine größere interpersonale Distanz aufweisen. Somit kann auch dieser Befund anhand der Annahmen dieser Arbeit stimmig interpretiert werden.

Situation

Salewski (1993) untersuchte interpersonale Distanzen in Abhängigkeit davon, ob eine Aufgabe unter **Kooperations-** oder unter **Wettbewerbsbedingungen** erledigt werden sollten. Jeweils zwei Versuchspersonen bekamen die Aufgabe, Steckfiguren nachzubauen, deren Bauanleitung sie jeweils auf einem Bildschirm vorab dargeboten bekamen. In der Kooperationsbedingung bestand das Ziel darin, gemeinsam mit der anderen Person die Aufgabe zu lösen, d. h. sich gegenseitig zu helfen und ein Gemeinschaftsergebnis zu erzielen. In der Wettbewerbsbedingung hingegen sollten die Personen jeweils für sich arbeiten. Sie bekamen unterschiedliche Vorlagen und es wurde das Ziel gesetzt, besser abzuschneiden als der Partner. Der Versuch bestand aus fünf Durchgängen, in denen jeweils die Paare zunächst auf einer Bank vor dem Bildschirm saßen, um die Instruktion zu sehen und anschließend ihre Stühle an einem Tisch zu platzieren, wo die Steckaufgabe erledigt wurde. Gemessen wurde der Abstand zwischen den Personen auf der Bank bzw. zwischen den Stühlen. Die Profilverläufe für die unterschiedlichen Bedingungen zeigen, dass unter

Kooperationsbedingungen der Abstand durchgehend geringer gewählt wurde als unter Wettbewerbsbedingungen. Weiterhin fand sie, dass die Abstände zwischen Interaktionspartnern in Kooperationsbedingungen im Verlauf der Interaktion geringer werden.

Diese Befunde sind mit den Annahmen dieser Arbeit kompatibel. Genauer kann angenommen werden, dass die Situationsbedingung „Kooperation“ soziales Selbstwissen zugänglicher macht und damit einhergehend das Verhaltensprogramm „geringe Interaktionsdistanz“ aktiviert wird. Die Situationsbedingung „Wettbewerb“ hingegen sollte autonomes Selbstwissen zugänglicher machen und somit das Verhaltensprogramm „Distanzierung“ aktivieren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Befundlage zur Gestaltung interpersonaler Distanzen ausgesprochen vielfältig ist. In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts sind sehr viele Variablen in ihrem Einfluss auf interpersonale Distanzregulation untersucht worden. Diese Studien erbrachten jedoch nicht selten einander scheinbar widersprechende Befunde. Legt man die Art der Selbstkonstruktion als diejenige Variable zugrunde, mit der die Variablen Geschlecht, Kultur, Persönlichkeit oder Situation assoziiert sind, so lassen sich die Befunde damit alternativ erklären.

4.6 Theoretische Modelle zur Erklärung von Distanzverhalten

Wie im vorigen Abschnitt aufgezeigt wurde, ist die interpersonale Distanz nicht als statisch anzusehen, sondern sie variiert aufgrund einer Reihe von personalen und situationalen Einflüssen. Zu der Frage, welches die vermittelnden Mechanismen dabei sind, gibt es jedoch nur wenige Erklärungsansätze, die nachfolgend kurz vorgestellt werden sollen. Dabei wird jeweils geprüft, inwiefern sie kompatibel mit den Annahmen der vorliegenden Arbeit sind, bzw. zu welchen Erweiterungen es dadurch kommt.

- **Equilibrium Model**

Aufbauend auf der Affiliations-Konflikt-Theorie gehen Argyle und Dean (1965) bei der Regulation von interpersonalen Distanzen von einem grundlegenden **Konflikt zwischen Annäherung** (Nähe bedeutet Informationsgewinn) **und Vermeidung** (Distanz bedeutet Wahrung von Individualität und Freiheit) aus. Der aktuell

eingenommene Abstand zweier Personen konstituiert das aktuelle Intimitätsniveau ihrer Beziehung. Das Intimitätsniveau wird dabei durch die Kommunikationskanäle Distanz, Blickverhalten, Lächeln und die Intimität des Gesprächsinhalts bestimmt. Nach dem *Intimacy equilibrium model* von Argyle und Dean (1965) bzw. dem „comfort model“ von Aiello (1987) haben Menschen in jeder Interaktion ein optimales Intimitäts-Level, das sie beibehalten wollen. Wird das Intimitätslevel zu groß oder zu klein, kommt es zu kompensatorischem Verhalten. Ein Beispiel für kompensatorisches Verhalten wurde in der Altenheimstudie von DeLong (1970) aufgezeigt: Pflegepersonen versuchen das (zu) hohe Intimitätsniveau, das durch die körperliche Nähe im Rahmen der Pflege bedingt ist, dadurch zu reduzieren, dass sie den Blick abwenden oder unpersönliche Gesprächsinhalte bevorzugen.

Alltägliches Beispiel für solch kompensatorisches Verhalten ist die Aufzugs-Situation. Sind wir auf engem Raum mit fremden Menschen zusammen, wie es für die Fahrt in einem Aufzug typisch ist, so meiden wir den Blickkontakt mit den fremden Fahrgästen.

In Erweiterungen des Modells wurden z.B. die Abweichungen vom optimalen Intimitätslevel untersucht. Sind die Abweichungen nur minimal, tritt kein kompensatorisches Verhalten auf; sind die Abweichungen viel zu groß, verlieren die Personen insgesamt das Interesse an der Interaktion (Aiello & Thompson, 1980). Knowles (1980) modifizierte das Modell durch Hinzunahme der Frage, ob erwartet wird, mit der jeweiligen Zielperson zu interagieren oder nicht. Wenn eine Interaktion erwartet wird, sollte sich der Annäherungs-Vermeidungskonflikt entfalten, da zu große Nähe aversiv empfunden wird, zu große Distanz aber die Kommunikation erschwert. Wird keine Interaktion erwartet, wird nur eine zu geringe Distanz als kritisch gesehen, eine zu große Distanz ist dagegen unproblematisch.

Die Equilibrium-Theorie wurde in einer Vielzahl von Studien bestätigt, in einer weiteren Zahl von Studien teilweise bestätigt, aber auch in einigen Studien widerlegt (für eine Übersicht s. Hayduk, 1983).

Kritisiert wird an der Equilibrium-Theorie vor allem, dass sie nicht danach differenziert, welche Annäherungen durch intimitätsreduzierende Maßnahmen kompensiert werden und welche nicht (Schultz-Gambard, 1996).

Im Rahmen der Fragestellung der vorliegenden Arbeit kann das Equilibrium Model als gültig angesehen werden und in die Annahmen integriert werden: Der optimale Distanzlevel ergibt sich danach in Abhängigkeit von der Art des zugänglichen Selbstwissens bzw. in Abhängigkeit von der ingroup- bzw. outgroup-Kategorisierung des Interaktionspartners. Durch erhöhte Zugänglichkeit von sozialem Selbstwissen bzw. bei Interaktionspartnern, die als ingroup-Personen kategorisiert werden, sollte sich ein höheres Intimitätslevel ergeben als wenn unabhängiges Selbstwissen zugänglicher ist bzw. der Interaktionspartner als outgroup-Person kategorisiert wird.

- **Attributionstheoretische Ansätze**

Wie die Regulation von interpersonalen Distanzen genauer geschieht, versucht Patterson (1976) mit seinem ***Erregungsmodell interpersonaler Intimität*** zu erklären. Dieses Modell, das den Attributionstheorien zuzurechnen ist, nimmt an, dass die Veränderung der interpersonalen Distanz in einer Interaktion eine Intimitätsveränderung bedeutet und zunächst unspezifische Erregung auslöst. Diese unspezifische Erregung wird einer affektiven Bewertung unterzogen. Eine negative Etikettierung (z.B. Ärger, Unbehagen, Verwirrung) wird nach Pattersons Annahmen mit einer kompensatorischen Reaktion beantwortet, während eine positive Etikettierung (z.B. Freude, Liebe, Erleichterung) zu einer reziproken Reaktion führt. So kann die räumliche Annäherung einer anderen Person z.B. entweder als Aggression oder als Zuneigung interpretiert werden. Während es im ersten Fall zu einer kompensatorischen Reaktion z.B. durch Vergrößerung des Abstands oder Wegschauen kommen wird, dürfte die Interpretation als Zuneigung ein reziprokes Verhalten z.B. in Form von weiterer Annäherung oder Lächeln auslösen.

In einer Erweiterung des Intimitätsregulierungsmodells hat Patterson (1982) das weniger spezifische ***Sequential Functional Model of Nonverbal Exchange*** vorgeschlagen. Nach diesem Modell steht nonverbales Verhalten nicht nur in der Funktion der Intimitätsregulation, sondern kann auch anderen Funktionen dienen, wie der Informationsgewinnung, der Interaktionsregulierung, der Ausübung sozialer Kontrolle oder der Erleichterung von aufgabenbezogenen Tätigkeiten. Die der Verhaltensentscheidung zugrundeliegenden Kognitionsmuster sind jeweils abhängig von der Funktion der Interaktion. Steht z.B. die Informationsgewinnung im Vordergrund, so dürften geringere Distanzen resultieren, als wenn die Interaktionsregulierung beabsichtigt ist.

Patterson selber entwickelte auch dieses Modell weiter und präsentierte 1995 das **Parallel Process Model** (s. Abbildung 8). Die Bezeichnung „Parallel“ ergibt sich aus der simultanen Betrachtung beider an einer Interaktion beteiligten Personen.

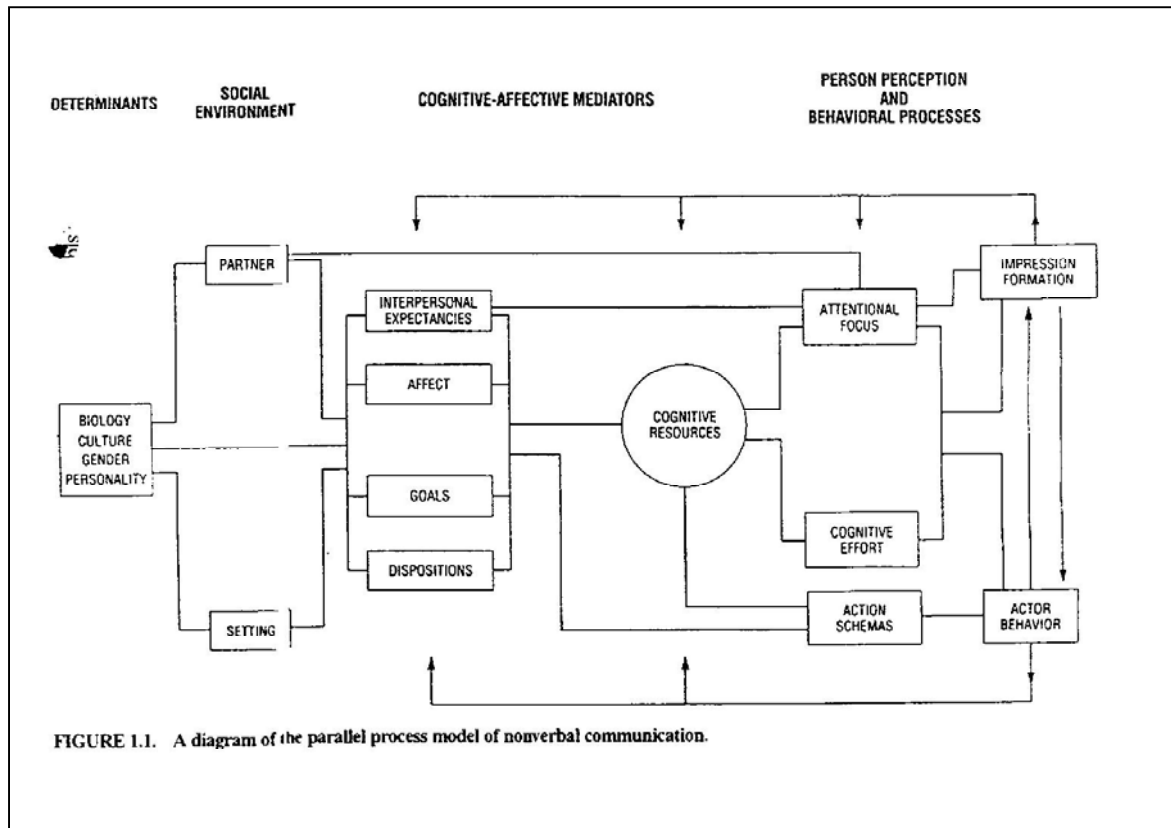


Abbildung 8: Das Parallel-Process-Modell von Patterson (aus: Patterson, 1998, S. 11)

Dabei sind jeweils zwei Prozesse zu betrachten. Einerseits muss das eigene Verhalten an die jeweilige soziale Situation angepasst werden. Hierzu müssen einerseits Informationen enkodiert werden, andererseits sind die Informationen des Interaktionspartners zu dekodieren, sowie Informationen der sozialen Situation aufzunehmen und zu verarbeiten. Beide Prozesse basieren auf biologischen, kulturellen, geschlechtsspezifischen und persönlichkeitsbedingten Determinanten, die die Rahmenbedingungen für die an der Interaktion beteiligten Personen sind. Aus diesen Rahmenbedingungen ergeben sich kognitiv-affektive Mediatoren in Form von unterschiedlichen interpersonellen Erwartungen, Affekten, Zielen und Dispositionen. Diese bestimmen jeweils die Verfügbarkeit der kognitiven Ressourcen (kognitive Anstrengung, Aufmerksamkeitsfokus) und haben dadurch sowohl Auswirkungen auf die Eindrucksbildung von Person/Situation als auch auf die Wahl der Handlungsschemata bzw. das Verhalten der Personen.

In einer nochmaligen Erweiterung arbeitete Patterson (1998) heraus, dass das ganze System nur geringen kognitiven Aufwand benötigt, da ein Großteil der ablaufenden Prozesse automatischer Natur sind. So reicht seiner Ansicht nach die Zuwendung von Aufmerksamkeit aus, um automatische Urteile zu fällen oder automatische Handlungs-Skripts zu starten, weitere kognitive Ressourcen werden nicht benötigt.

Das Modell von Patterson ist ein unspezifisches Rahmenmodell, das die Prozesse und Mediatoren darstellt, die auf interpersonales Distanzverhalten Einfluss nehmen. Es werden in diesem Modell jedoch keine spezifischen Vorhersagen darüber gemacht, wie sich interpersonale Distanz in Abhängigkeit von Variation einzelner Variablen konkret verändert.

Wenn Patterson feststellt, dass „...differences due to culture, gender, and personality predispose people to choose different settings as a result of specific expectancies, goals, affect, and dispositions“ (Patterson, 1998, S. 10), so ist gemäß dem in dieser Arbeit verfolgten Ansatz zu ergänzen, dass die Art der Selbstkonstruktion, als mit Kultur, Geschlecht und Persönlichkeit eng verbundene Determinante spezifische Ziele, Dispositionen und interpersonale Erwartungen beinhaltet, die sich konkret auf die Gestaltung der interpersonalen Distanz auswirkt.

Ebenso sollten mit der Art der Selbstkonstruktion bzw. mit dem situational jeweils zugänglichen Selbstwissen spezifische automatische Teilprozesse der Distanzregulation verbunden sein. Diese können auf der Ebene der Dekodierung zu bestimmten Kategorisierungsprozessen (z.B. ingroup-outgroup-Kategorisierung) führen oder die Ein- oder Ausblendung von Kontextinformationen bedingen. Weiter sollte das jeweilige Selbstwissen mit bestimmten Handlungsskripts (z.B. initiere Annäherung) verbunden sein.

Zusammengefasst lassen sich die Modelle des interpersonalen Distanzverhaltens von Argyle und Dean (1965) und von Patterson (1976, 1982, 1995, 1998) mit den Annahmen dieser Arbeit vereinbaren. Das ***Intimacy equilibrium model*** von Argyle und Dean (1965) postuliert, dass das interpersonale Distanzverhalten einer Person der Herstellung bzw. Beibehaltung des jeweils adäquaten Intimitätsniveaus zwischen den beteiligten Personen dient. Nach den Annahmen dieser Arbeit wird das Modell in der Form ergänzt, dass mit der Art des verfügbaren Selbstwissens das jeweils adäquate Intimitätsniveau variiert. Die Verfügbarkeit von sozialem Selbstwissen sollte dann, wenn eine Interaktion zu einer Ingroup-Person ein hohes Intimitätsniveau

nahelegt, zu einer geringeren interpersonalen Distanz führen als die Verfügbarkeit von autonomem Selbstwissen.

Das ***Parallel-Process-Model*** (Patterson, 1995; Patterson, 1998) sieht das jeweilige Intimitätsniveau als abhängig von den (automatischen) Bewertungen an, die das Individuum vornimmt. Diese Bewertungen unterscheiden sich in Abhängigkeit von den biologischen, kulturellen, geschlechtsspezifischen und persönlichkeitsbedingten Determinanten, die das handelnde Individuum prägen. Es wird vorgeschlagen, die Art der Selbstkonstruktion bzw. die Art des verfügbaren Selbstwissens als Determinante hinzuzufügen. Diese ist mit spezifischen Zielen, Dispositionen und interpersonalen Erwartungen verbunden. Und darüber beeinflusst sie die Bewertungen der anderen Person/Situation bzw. die Verfügbarkeit von automatischen Handlungsskripten.